

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

### **Reisen nach Persien**

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

**Chardin, John**

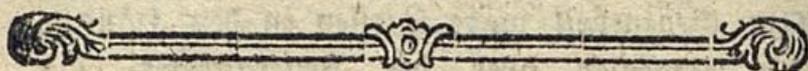
**Frankfurt am Mayn, 1781**

IV. Von den Bäumen, Pflanzen und Specereyen.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-9974**



Nun kann man rechnen, wie wohlfeil erst die Landleute diese Waaren verkaufen. Am Persischen Meerbusen aber sind diese Dinge theurer. Das Kind- und Schaafvieh ist dort sehr rar, und man hat viele Mühe, wenn man es bekommen will.



## IV.

Von den Bäumen, Pflanzen und Specereyen.

In diesem Abschnitte werde ich nur von den sogenannten Fruchtbäumen reden. Was die andern Arten von Bäumen anbelangt, so sind die gemeinsten in Persien: der Platanus, der Weidenbaum, die Tanne, der Hagdorn, den die Araber Seder, und die Perser Conar nennen, wovon vielleicht der lateinische Name cornus, und von diesem der französische, cornouillier, und der an einigen Orten gewöhnliche deutsche Name, Cornelfirschenbaum, herkommt. Die Perser behaupten, daß der Platanus (Ahornbaum) ein kräftiges Mittel gegen die Pest, und

und alle giftige Ansteckungen der Luft, sey,  
 und versichern dabey, daß seitdem, als man  
 diesen Baum in der Hauptstadt des Landes  
 auf den Gassen und in den Gärten ange-  
 pflanzt habe, man nichts von der Pest da-  
 selbst gespürt habe. Man hat diesen  
 Baum noch in mehrern Städten Persiens,  
 besonders in Schiras, stark angepflanzt.  
 Der Baum, der die Galläpfel trägt, ist  
 auch an vielen Orten in Persien sehr gemein,  
 besonders aber in der Provinz Kurestan.  
 Hier findet man auch diejenigen Bäume,  
 die verschiedene Arten von Gummi tragen.  
 Mastix und Weyrauch findet sich hier in  
 grosser Menge. Der Weyrauchbaum, wel-  
 cher viele Aehnlichkeit mit dem Birnbaum  
 hat, wächst vorzüglich auf den Bergen in  
 dem wüsten Caramanien. Hier wachsen  
 auch Therebinthen, Mandel- und wilde  
 Castanienbäume.

In dieser Provinz ist auch derjenige  
 Baum zu Haus, der das Manna trägt.  
 Es giebt verschiedene Arten davon. Die  
 beste Sorte ist die gelblichte und großför-  
 nichte. Man bekommt sie vornemlich  
 aus Nischapur, einer Gegend in Bactria-  
 na. Eine andere Sorte nennt man



Tamarisken - Manna, weil der Baum, auf welchem solches wächst, diesen Namen hat. In der Provinz Sussiana, besonders in der Gegend von Dorac, an dem persischen Meerbusen, welche Ptolemäus Araca nennt, wächst dieser Baum in Ueberfluß. Die dritte Sorte des Manna ist die flüssige. Man sammelt solches in der Gegend um Ispahan, von einer Art Bäume, welche etwas grösser sind, als die Tamarisken, an denen die äussere Rinde glatt und sehr glänzend ist. Das flüssige Manna fließt im Sommer aus den Blättern dieses Baums. Man sagt, daß es ein Saft oder Schweiß sey, der aus den Blättern herausdringe, und sich, sobald er an die Luft kommt, verdicke. Des Morgens findet man die Erde unter diesen Bäumen von diesem ausfließenden Manna ganz fett; man braucht es zur Arznei, als wie das Tamarisken - Manna, es ist auch so süsse, wie dieses.

Es giebt zwey Arten von Staudengewächsen in Persien, die besonders wegen ihren traurigen und gefährlichen Wirkungen merkwürdig sind. Sie wachsen beyde in dem wüsten Caramanien, gegen den persischen Meer-



Meerbusen zu. Das erste hat den Namen Galbud-samur, d. i. eine Blume, die den Wind vergiftet. Die Araber nennen sie Schork. Sie sieht aus, als wie die sogenannten Jungfernreben. In den Ranken ist ein scharfer milchähnlicher Saft, der so dick als wie Milchrahm ist. Man sagt, daß an denjenigen Orten, wo viel dergleichen Gesträuche wachsen, der Wind, wenn er bey der grossen Hitze durchstreicht, etwas Giftiges aus diesem Gewächse an sich ziehe, wovon hernach diejenige, die diese angestefte Luft in sich zögen, oder derselben sehr stark ausgesetzt wären, stürben. Das andere Gewächs nennen sie Kerzere, welches so viel als Eselsgalle, oder Eselsgift, bedeutet. Man giebt eine doppelte Ursache dieser Benennung an. Die eine ist, weil der Esel unter allen Thieren, wie man wenigstens in Orient glaubt, die dauerhafteste Gesundheit hat; daher nennt man dasjenige, was in einem so hohen Grad tödlich ist, daß man sogar einen Esel damit umbringen könnte, Eselsgift. Die andere Ursache ist, weil, wenn Esel, oder auch andere zahme Thiere, von diesem Gesträuche fressen, sie in kurzer Zeit sterben. Genug, die Pflanze ist sehr giftig. Man sagt,  
daß



daß sogar das Wasser, welches an dem Holz des Gewächses herabläuft, dadurch vergiftet werde. Der Stamm dieses Gewächses ist so dick als ein Bein, und die Aeste nicht gar Armsdick; es erreicht gewöhnlich eine Höhe von sechs Schuhen. Die Rinde, welche sehr dick ist, fällt ins grüne Licht; die Blätter sind mehr rund als länglicht, und endigen sich vorne mit einer Spitze. Die Blüte dieses Baums sieht den einfachen Rosen ähnlich, und hat eine Farbe wie Oleander. Aus dieser Ursache nennen die Griechen dieses Gewächs Rhododendron. Die Araber nennen es wie die Perser, Efelsgalle. Die Botanisten nennen es Nerium, oder Oleander.

Die Kräuter kommen in Persien gut fort, besonders diejenigen, welche man gute, oder wohlriechende nennt, als welche hier einen besonders starken Geruch haben. Wurzeln, Hülsenfrüchte, Sallat, gerathen hier vortreflich, und werden schöner und süßer, als an irgend einem Ort in der Welt. Man ist sie roh, ohne daß sie eine Schärfe bey sich haben. Die Europäer haben in Persien einen Versuch mit unsern Hülsenfrü-



früchten gemacht, um solche anzupflanzen, und haben gefunden, daß sie hier vortreflich wohl gerathen. Und gewislich, die Perser würden sie in weit grösserer Maasse und von bessern Geschmak, als wir, haben, wenn sie ihre Religion nöthigte, sich auf den Bau derselben zu legen, als wie in solchen Ländern, wo der Gebrauch des Fleisches zu gewissen Zeiten des Jahres verboten ist.

Persien ist das wahre Land der Medicinal- und Material-Waaren. Ausser dem Manna, von dem wir schon geredet haben, wächst hier Cassia, Sennerblätter, Süßholz, wovon fast alle Felder voll stehen, *Sonum-gracum*. Letzteres nennt man hier Kambelec, welches der Name ist, womit die Perser auch die grosse Tartarey benennen, weil, wie man sagt, dieses Gewächs ursprünglich aus der Tartarey nach Persien gekommen ist. Es wachsen auch hier Krähaugen, *nux vomica*, oder *metallica*. Das *Gummi Umoniaccum*, welches die Perser *Uscioc* nennen, wird an den Gränzen von Parthien auf der Mittagsseite häufig angetroffen. Man ziehet es aus einer Pflanze, die der Artischeke sehr ähnlich ist. An  
eini-



einigen Orten, und besonders in der Gegend von Ispahan, wächst eine Pflanze, die wir in Europa nicht kennen. Sie kommt dem spanischen Cardons sehr gleich. Man nennt sie hier Livas. Man genießt sie im Frühling, welches eigentlich ihre Zeit ist, roh. Der Geschmack ist säuerlich und sehr angenehm. Die Persischen Kräuterkenner nennen sie Rivendayboni, welches eigentlich so viel heist, als: Pferd-Rhabarbara, weil man es auch braucht, um Pferde damit zu purgiren. Man hält sie wirklich für eine Bastardart von Rhabarbara, und es soll das nemliche Gewächs seyn, welches unsere Botanisten rubus arabicus nennen. Die rechte Rhabarbara wächst in Corasson; die beste aber kommt aus der östlichen Tartarey, zwischen China und dem caspischen Meere. Beyde Arten nennt man Rivend-tschini, d. i. Chinesische Rhabarbara. In Corasson ist man die Rhabarbara wie bey uns die rothen Rüben.

Unter den übrigen merkwürdigen Pflanzen in Persien verdient zuvörderst der Mohn hier bemerkt zu werden. Obgleich dieses Gewächs auch in andern Ländern häufig angetroffen

getroffen wird; so giebt es doch nirgends  
so vielen und so starken Saft, als hier.  
Die Pflanze wird vier Schuh hoch. Ihre  
Blätter sind weiß. Im Monat Junius  
wird sie reif, und alsdenn wird auch der  
Saft ausgezogen. Es geschieht dieses auf  
folgende Art. Erstlich macht man in den  
Mohnkopf verschiedene Einschnitte. Aus  
Uberglauben machen die Perser zwölf derglei-  
chen Einschnitte zum Andenken der zwölf  
Imam; allemal drey auf einmal neben  
einander; sie bedienen sich hiezu eines ge-  
wissen sichelförmigen Instruments, an wel-  
chem drey Schneiden, wie die Zinken an  
einem Ramm, neben einander stehen. Aus  
den gemachten Schnitten lauft ein dicker  
zäher leimigter Saft heraus, den man des  
Morgens frühe, ehe die Sonne darauf  
scheint, einsammeln muß. Er ist so stark,  
daß diejenigen, die ihn sammeln, so blaß  
und mager aussehen, als wenn sie im Grab  
lügen. Eben dieses widerfährt denen, die  
sich mit der Zubereitung desselben beschäf-  
tigen, wovon wir unten im sechszehnten Abschnitt  
umständlich reden werden. Dieser Saft  
nimmt ihnen den Kopf ein, und macht sie  
am ganzen Leibe starr. So wie der Saft  
herausdringt, so macht man kleine Kugel-  
chen



den daraus; der Mohnkopf selbst verdorret alsdenn, und wird, so wie auch der Stengel nebst den Körnern, schwarz. Diesen Saft nennen die Perser *Astun*, woraus das bey uns gewöhnliche Wort, *Opium*, formirt ist. Die beste Art hievon wird in der Gegend von *Linjan*, sechs Meilen von *Ipahan*, gezogen, wo ganze Felder davon voll stehen. Die Bekker streuen die Mohn-Saamenkörner auch auf das Brod, weil sie den Schlaf befördern, als welchen man in Persien nach der Mahlzeit für sehr gesund hält. Arme und geringe Leute essen dergleichen Körner auch zwischen den Mahlzeiten. Einige ziehen dasjenige *Opium*, welches zu *Cazeron*, in der Gegend des persischen Meerbusens, gezogen wird, dem andern vor, und sagen, daß es nicht so viel rohe und wässerichte Säfte im Blut erzeuge, als jenes.

Das zweyte vorzüglich merkwürdige Gewächs in Persien ist der *Tobak*. Dieses Kraut wächst in ganz Persien, der beste aber zu *Hamadan*, welches das *Susa* der Alten ist, in dem wüsten *Caramanien* in der Gegend von *Kurestan*, an dem persischen Meerbusen. Er wächst sehr leicht, und  
braucht

braucht keiner grossen Arbeit. Man droknet ihn, und verführt ihn auf verschiedene Art. Wenn er gedroknet ist, so hat er eine gelbe Farbe. Man giebt ihm keine Beize, spinnet ihn auch nicht in Rollen. Die Perser glauben, daß er hiedurch, wie der Brasilianische Tobak, zu stark werden würde, und davon sind sie keine Liebhaber. Sie wollen einen leichten Tobak, den sie den ganzen Tag rauchen können. Sie können weder den Rauch noch den Geruch von dem Brasilianischen Rollentobak leiden. Sie nennen diesen nur insgemein Tambaku-Inglesi, oder englischen Tobak, weil die ersten europäischen Tobakraucher, mit welchen sie zu thun hatten, Engländer waren. Diese setzten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielen Brasilianischen Tobak in Persien ab; allein, da die Perser fanden, daß er ihnen zu stark und zu theuer war, so stunden sie davon ab. Einige Leute, die sich durch den Tobak gern berauschen; mischen Hanfsaamen darunter, und in kurzer Zeit sind sie davon betäubt.

Ich entsinne mich, daß einige europäische Gelehrte einmal einen heftigen Streit mit einander gehabt haben, über die Frage:  
K.n.Persien. II.Th.                      II                      Ob



Ob der Tobak und der Zucker ursprünglich aus Westindien herstamme, oder ob beydes vor der Entdeckung dieses Welttheils auch in Orient gewachsen sey? Ich habe mich auf dem Plaz selbst nach der Wahrheit erkundigt; aber man kann nicht glauben, wie wenig man sich in Orient um dergleichen neugierige Fragen bekümmert. Kein Mensch weiß etwas von der Erfindung der Künste und Wissenschaften; auch bey den Gelehrten findet man nichts, das einem Verzeichniß der Entdeckungen ähnlich sähe. Was nun insonderheit den Tobak anbelangt, so habe ich in Persien nicht erfahren können, ob er ein einheimisches, oder von fremden Orten her eingeführtes Gewächs sey; alle meine Erkundigungen waren vergeblich. Einer von den wißbegierigsten Männern in Ispahan sagte mir, daß er in einer Parthischen Erdbeschreibung gelesen habe, daß man bey Aufgrabung des Mauerwerks zu Sultanie einen grossen irdenen Topf gefunden habe, worinnen hölzerne Pfeifen mit Tobakschaalen und klein geschnittenen Tobak, so wie ihn die Türken zu Aleppo schneiden, befindlich gewesen wären; hiedurch wird glaublich, daß diese Pflanze von Aegypten nach Persien gebracht worden, und erst seit etlichen hundert Jahren



ren daselbst einheimisch worden sey. Einige glauben auch, die Portugiesen hätten den Tobak zuerst aus Indien vor etlich hundert Jahren hieher gebracht; allein dieses ist nicht wahrscheinlich, weil es bey weiten noch nicht so lange Zeit ist, daß man diese Pflanze in Indien bauet. Alles, was ich habe erfahren können, ist, daß man erst seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhundert Tobak in Indien baue, und daß man die beste Sorte und die grosse Menge davon aus Persien zu Wasser dorthin bringe.

Was den Zucker anbelangt, so glaube ich, daß man ihn zu allen Zeiten in Indien gehabt hat. Ich weiß zwar wol, daß man dieses sehr stark in Zweifel zieht, und daß die meisten Schriftsteller behaupten, der Zucker sey ein Produkt aus der neuen Welt, wovon man vor der Entdeckung in der alten nichts gewußt, sondern daß man an dessen statt sich nur des Honigs bedient habe; allein, ich behaupte getrost das Gegentheil. Die Gründe meiner Meinung sind folgende. Erstlich, ist es eine ausgemachte Sache, daß der Zucker in ganz Indien, überall, in grosser Menge, ohne



viele Mühe, ganz vortreflich gezogen wird; dieses aber würde nicht geschehen können, wenn das Zuckerrohr eine ganz ausländische Pflanze wäre, als welche, wenn sie weit von ihrem Vaterlande wegkommen, niemals so gut gerathen, als in dem vaterländischen Grund und Boden. Mein zweyter Grund ist, weil man schon in den ältesten medicinischen Schriften der Indianer, Perser und Araber, den Zucker unter den Arzneymitteln verordnet findet.

Die Art, Tobak zu rauchen, ist in Persien und Indien ganz anders, als bey uns. Da die Luft daselbst viel wärmer und drockener ist, als in Europa und der Turkey, so würde ihnen der Tobak, wenn sie ihn so brauchten, wie wir, den Kopf allzustark einnehmen, weil sie ihn beständig rauchen. Sie lassen deswegen den Rauch erst durch eine Flasche mit Wasser laufen, ehe sie ihn zum Mund bringen, wie man aus der hier beygefügtten Abzeichnung sehen kann. Sie nennen diese Art von Pfeifen Callian. Oben über der Flasche ist ein becherförmiges Gefäß, anstatt des Tobakskopfs, von Erde oder von Metall, woran eine Röhre befestigt ist, die in die Flasche geht,



geht, und fast an den Boden derselben reicht. Eine andere Röhre geht seitwärts in die Flasche, doch so, daß sie das Wasser nicht berührt, und an dieser ist das Pfeifenrohr befestigt, womit man den Rauch in den Mund zieht, nachdem er vorher im Wasser circulirt, und alle seine groben öligten Theile in dem Wasser zurück gelassen hat. Der Rauch selbst kommt auf diese Art rein und kühl zum Mund. Die Maschine steht auf einer Schaale, die wie der Fuß an einem Leuchter gestaltet ist. Wenn man Tobak rauchen will, so feuchtet man ihn zuerst an, damit er nicht so geschwind weg- brenne, alsdenn zerreißt man ihn, füllt den Kopf oben an der Röhre damit, und legt etliche kleine Kohlen darauf, und zieht alsdenn den Rauch durch die Röhre. Man sieht, daß diejenigen, die eine starke Brust haben, im Rauchen, durch das Anziehen der Luft, grosse Wasserblasen in der Flasche machen. Um diesen Flaschen auch eine Schönheit zu geben, die in das Auge fällt, so ziert man sie mit Blumen. Man muß wenigstens des Tages einmal frisch Wasser in die Flasche gießen; denn durch den Tobak bekommt es einen garstigen Gestank. Eine Schaale von solchem Wasser



getrunken, ist ein so starkes Brechmittel, daß man meint, die Eingeweide müßten heraus.

[ Niebuhr fand noch die nemliche Art von Tobakspfeifen zu seiner Zeit in dem südlichen Theil von Persien. Sie haben auffer der angeführten Benennung noch mehrere Namen, die sie diesem Instrument geben. Es wird auch Kiddra genennt, obgleich dieses eigentlich nur die Wasserflasche ist, die dazu gebraucht wird; auch Buri, Nordsjil, Antira. Wenn die Perser dieses Instrument nicht haben können, so rauchen sie auch aus der langen Pfeife; ja im Nothfall füllen sie den Tobak in Knochen, und rauchen daraus. Die eigentliche persische Pfeife, d. i. wo der Rauch durch Wasser geht, wird auf verschiedene Art formirt. Der gemeine Mann macht sie so wohlfeil als möglich ist. Anstatt einer besondern Flasche nimmt er eine Cocusnuß mit einem Pfirschentopf von gebrannter Erde auf einer hölzernen Röhre, mit einem dicken Rohr anstatt des Pfeifenstiels. Vornehme Leute haben sie entweder ganz von Silber, oder mit Silber ausgelegt, auch von

von Glas. Inwendig auf dem Boden der Flasche sind Blumen von allerhand Art, die zuweilen von gefärbtem Glas verfertigt sind, und auf dem Boden der Flasche aufrecht stehen. Wenn der Tobak oben in dem Kopf angezündet ist, und die Luft über dem Wasser durch den Zug aus der Röhre weggenommen wird; so treibt die äussere Luft den Rauch aus dem Kopf durch die Röhre und durch das Wasser hindurch, und dieser kommt sodann durch die Seitenröhre in den Mund. Die äussere Form hängt von den Einfällen des Künstlers ab. Auch in Indien ist die persische Art zu rauchen üblich; aber die Maschine ist niedriger und unten breit; die Röhre ist auch biegsam, sehr lang, und bald mit Leder, bald mit Musellin überzogen. In Indien nennt man dieses Tobaksinstrument *Hoka*. ]

Das Tobakrauchen ist eine böse Gewohnheit, womit fast die ganze Welt bezaubert ist. Unsere Europäer rauchen und schnupfen ihn, einige kauen ihn, einige, wie die Portugiesen, haben beständig die Nase davon voll. Die Morgenländer brauchen ihn nicht anders, als zum Rauchen, aber



sie sind hierinnen so unersättlich, daß sie, besonders die Perser, die Pfeife beständig im Munde haben. Vornehme Leute lassen sich ihren Callian durch jemand nachtragen; sie halten oft auf dem Wege still, um zu rauchen, einige rauchen sogar im Reiten. Sie gehen niemals ohne ihre Pfeife aus; sobald sie in einen Besuch kommen, so wird, sobald sie sich gesetzt haben, die Flasche mit Tobak vorgelegt. Sie lassen sich hiedurch in ihren Geschäften gar nicht hindern; sie verrichten solche im Rauchen so gut, als ohne dasselbe. Wenn man z. B. in eine Schule kommt, so warten sowohl der Lehrer als die Schüler ihrem Studiren mit der Pfeife in dem Mund ab. Mit einem Wort, sie würden lieber das Essen entbehren, als das Rauchen. Einen deutlichen Beweis hievon geben sie bey ihrem Fasten in dem Monat Ramadan, welches, wenn es im Sommer fällt, achtzehn Stunden dauert, in welcher Zeit sie gar nichts, auch nicht einmal Wasser, zu sich nehmen. Sobald aber die Zeit des Fastens vorbey ist, so ist der Tobak das erste, das sie genieffen. Aus dem starken Gebrauch dieses Krautes kommt es größtentheils her, daß sie so angedro-  
 net



net und schwach sind. Sie leugnen es auch selbst nicht. Wenn man sie deswegen fragt, warum sie denn den Tobak nicht ließen, so geben sie zur Antwort: aded-schud, d. i. es ist die Mode nicht anders; ohne Tobak kann sich das Herz nicht erfreuen. Abas der Grosse, zu dessen Zeiten diese Gewohnheit anfieng recht sehr einzureissen, versuchte allerhand Mittel, sie auszurotten, aber alle seine Anstalten waren vergeblich; ja sein eignes Beyspiel, da er selbst keinen Tobak rauchte, machte keinen Eindruck auf sie. Er machte ein Gesetz, worinnen er auf den Gebrauch des Tobaks Todesstrafe setzte; allein viele verließen lieber ihre Wohnungen und versteckten sich in den Gebürgen, als daß sie dieser bezaubernden Ergözllichkeit entsagen wollten. Man erzählt unter andern folgende lustige Begebenheit: „Als er einstens die Grossen seines Reichs zu Gast hatte, so befahl er, daß man an den Flaschen, deren man sich zum Tobakrauchen bediente, die obere Schaale mit gedrofneten und zerriebenen Pferdemist anstatt des Tobaks anfüllen sollte. Durch das Gesicht konnten sie keinen Unterschied merken, weil er eben so wie der zerriebene und angefeuchtete Tobak



ausfah. Der König fragte sie von Zeit zu Zeit, wie ihnen dieser Tobak schmeckte; er habe ihn von dem Bezier von Hamadan bekommen, der ihm solchen, um ihm Appetit zum Tobak zu machen, zum Geschenk geschickt, und dabey versichert habe, daß er von der besten Sorte von der Welt sey. Jedermann antwortete dem König, daß der Tobak ganz vortreflich wäre. Endlich wendete sich der König an den General der Kurdschen, den er für aufrichtiger und offenerziger als die andern hielt, und befahl ihm, daß er die Wahrheit frey sagen sollte, was er von diesem Tobak hielte. Sire, antwortete dieser, ich schwöre bey dem geheiligten Haupte Euer Majestät, daß er riecht wie Milleseurs. Der König sahe sie alle zornig an, und sagte: So sey die Waare verflucht, die man nicht von Pferdemist unterscheiden kann.

Das dritte merkwürdige Landesprodukt von Persien ist der Safran, welcher sonst nirgends so gut ist, als hier. Er wächst an verschiedenen Orten, aber der beste ist derjenige, der längst dem caspischen Meere wächst; die zweyte Sorte ist diejenige, die man aus Hamadan erzieht.

Das

Das vierte Produkt ist *Assa fétida*, oder der sogenannte Teufelsdreck. Es ist dieses ein verdickter und verhärteter Saft, wie die übrigen Gummi-Arten. Er fließt aus einer Pflanze, die *Hittit* genennt wird, von welcher man glaubt, daß sie das *Lazerpithium*, oder *Silphium* des *Dioscorides* sey. Sie wächst hier und da in Persien, besonders aber in *Sogdiana* und der dortigen Gegend. Die Pflanze ist gut zu essen, besonders die weisse; denn es giebt zwey Arten davon, eine weisse und eine schwarze. Der Saft, welcher aus der weissen fließt, ist nicht so stark als derjenige aus der schwarzen, er wird auch weniger geschätzt. Die *Morgentländer* nennen den Teufelsdreck *Hing*, und verbrauchen sehr viel davon. Sie brauchen ihn fast zu allen delikaten Speisen. Dieses Gummi hat den stärksten Geruch unter allen Waaren; sogar der *Bisam* kommt ihm nicht bey. Man riecht ihn schon von weitem, und wenn einmal in einem Zimmer eine gewisse Menge davon gewesen ist, so bringt man den Geruch Jahrelang nicht wieder aus demselben heraus. Die Gefäße, worinnen man ihn nach *Indien* verführt, werden so voll von dem Geruch, daß man hernach



nach keine andere Waare mehr hinein packen kann, ohne sie zu verderben. Ich habe einmal mit reichen Stoffen die traurige Erfahrung davon gehabt; ob diese gleich in Baumwolle, Wachstuch und andere Umschläge gepackt waren, so zogen sie doch nicht nur den Geruch an, sondern auch das Gold und Silber lief an, und wurde schwarz.

Fünftens ist die Mumie zu bemerken. Es giebt deren in Persien zweyerley Arten. Die eine ist die insgemein so genannte Mumie, die von einbalsamirten und in trockenen und heißen Sand begrabenen Körpern herkommt, wo sie sich nach Verlauf so vieler Jahrhunderte versteinern, wie jeder Kenner weiß. Diese Mumien, die eigentlich zu reden nichts anders als Versteinierungen von Menschen-Körpern sind, die seit zwey tausend Jahren einbalsamirt in der Erde gelegen haben, wie man in Persien sagt, findet man in Corasson, welches das Bactriana der Alten ist. Ein Bezier von dieser Provinz, mit Namen Mirza-Schey, ein sehr gelehrter Mann, sagte mir: wenn man an unterirdischen Canälen zu Wasser-

leitun-



leitungen arbeitete, so fände man im Sand dergleichen Mumien, welche sieben bis acht Fuß lang wären; entweder müssen also damals die Menschen grösser gewesen seyn, als sie jezo sind, oder man muß sie durch das Einwickeln zur Bewunderung der Nachwelt grösser zu machen gesucht haben. Er sagte ferner, man fände Körper mit Haaren am Kopf und am Bart, mit Nägeln an Händen und Füßen, und im Gesicht so wenig verändert, daß sogar die Züge noch kennbar wären. Er gab mir darüber diese Erklärung; er sagte: „Unser Körper ist ein Schwamm; wenn man ihm das Blut und die feuchten edlen Theile nimmt, so kann man das Uebrige viele Jahrhunderte lang erhalten. Das Erdreich in Bactriana ist ein bloßer drockener und heisser Sand, welcher zur Erhaltung und Versteinerung der Körper sehr geschickt ist.“

Die andere Art von Mumien ist ein kostbares Gummi, welches aus einem Felsen heraus tröpfelt. Man hat zwey solcher Minen, oder Quellen, in ganz Persien. Die eine ist in dem wüsten Caramanien, im Lande Sar, und diese ist die beste. Man sagt,



sagt, ein menschlicher Körper möchte noch so sehr zerstoßen, zerschlagen, oder zerstoßen seyn, mit einem halben Drachma von dieser Mumie könnte man ihn in Zeit von vier und zwanzig Stunden wieder zurecht bringen. Man erzählt in Persien so viele wunderbare Kuren, die alle Tage mit dieser Mumie geschehen sollen, daß kein Mensch mehr daran zweifelt. Die andere Mine ist in dem Lande Corasson, wo auch die Mumien von der ersten Art, als wie in Aegypten, gefunden werden. Diejenigen Felsen, aus welchen die rechte Mumie herkommt, gehören dem König allein, und, alles, was aus denselben herauströpft, gehört ihm auch. Sie sind mit fünf Siegeln von den vornehmsten Cronbedienten versiegelt; man öfnet sie nur einmal des Jahres, in Gegenwart dieser und anderer vornehmen Cronbedienten; alles, was man von diesem kostbaren Gummi findet, oder wenigstens der größte Theil davon, wird in den königlichen Schatz geschickt, woraus man es, wenn man in einigem Ansehen bey Hofe ist, im Fall der Noth haben kann. Das Wort Mumie ist ein persisches Wort, und kommt von Mum her, welches so viel als Wachs, Gummi, Salbe, bedeu-



bedeutet. Die Hebräer und Araber haben dieses Wort in eben dieser Bedeutung. Die Perser sagen, der Prophet Daniel habe sie den Gebrauch und die Zubereitung der Mummien gelehrt.

Unter den merkwürdigen und gegenwärtig bekannten Pflanzen in Persien ist auch die Hannah, oder Hennah, wovon diejenige Frucht herkommt, von welcher man eine Farbe bereitet, womit man sich Hände, Füße und auch das Gesicht bestreicht, um die Farbe und Haut gut zu erhalten. Wenn man sich mit dieser Farbe gerieben hat, so leidet die Haut weder von der Hitze noch von der Kälte einigen Nachtheil, und es entstehen weder Sommerflecken noch Ritzgen in derselben. Aus eben der Ursache, nemlich um das Ausbrechen der Haut zu hindern, reibt man auch den Pferden die Schenkel damit. Diese Frucht wächst wie der Pfeffer oder die Wachholderbeere an einem Stautengewächse. In dem Lande Kirman und Sistan ist sie in Ueberflus zu haben. Man sagt, daß dieses das nemliche Gewächs sey, welches man in den Abendländern Pastel nennt, aus deren Blättern man bekanntlich Tafeln und Kugeln zum



zum Färben bereitet. Wenn man die Blätter der Hannah brauchen will, so reibt man sie zu Pulver, und feuchtet solches mit Wasser an, bis es so dick wird, als ein fester Teig. Ist dieses geschehen, so benetzt man sich die Hände, und reibt sie sodann mit der angefeuchteten Hannah, wickelt sie die Nacht hindurch in Tücher ein, damit sich die Hannah ansetzen kann. Diese Farbe läßt sich mit Wasser leicht wieder abwaschen, daher sich diejenigen, die sich damit gerieben haben, nicht waschen, damit die Farbe nicht abgehe. Sie dauert gewöhnlich vierzehn Tage bis drey Wochen, ehe sie vergeht.

Die Kunas, welche einige von unsern Schriftstellern Dpoponar nennen, ist eine röthliche Wurzel, die man zum Färben braucht. Sie wächst häufig in Persien, von da sie nach Indien, wo die Färberey am höchsten gestiegen ist, verführt wird. (Aus der Wurzel ziehen die Einwohner den Saft, welcher anfänglich gebricht ist, aber hernach trocken wird.)

Die Baumwolle wächst in ganz Persien. Man sieht ganze Felder voll davon. Die Frucht



Frucht ist so groß, wie ein Mohnkopf, nur ist sie etwas runder, als dieser. In einer jeden Frucht findet man sieben kleine Körner, wie schwarze Bohnen gestaltet; dieses ist der Saame dieser Frucht. Es wächst auch in Persien in verschiedenen Gegenden eine besonders seltene Frucht an einem Stau-  
tengewächs. Sie ist länglich, und so groß, wie eine grüne Hagbutte, mit welcher sie auch der Gestalt nach überein kommt. Wenn sie sich öffnet, so findet man darinnen eine Art von Gefieder wie Seidenwatt. Ich habe in Persien Matraken und Kissen davon machen lassen. Man kann sie wie die Baumwolle käm-  
men, ohne daß man sie verderbt.

Unter die Zahl der Medicinal-Produkte von Persien muß ich auch den Bezoar, diesen in der Medicin so berühmten Stein, rechnen. Es ist ein weicher Stein, der sich in kleinen Häutchen, die sich über einander ansetzen, erzeugt; fast so wie die Zwiebeln wachsen. Man findet ihn in den Körpern der wilden und zahmen Böcke und Ziegen, längst an dem persischen Meerbusen hin, in der Provinz Corasson. Man trifft ihn zwar auch in Indien, in dem

R.v. Persien. II. Th.      X      Kb.



Königreich Colconda, und in noch weiter entlegenen Ländern, an; der Persische aber ist weit besser. Man sagt, daß man in diesen sogenannten Gegenden Indiens auch Bezoar in den Körpern der Esel, der wilden Schweine, der Stachelschweine, und auch der Gänse, finde. Ich habe es zu Colconda selbst gesehen; allein, weil die Ziegen, aus welchen man ihn zog, drey Tagereisen weit hergebracht worden waren, so fanden wir nur in einigen Bezoar, und dies nur in sehr kleinen Stücken. Wir behielten einige von diesen Ziegen vierzehn Tage lang am Leben, und ernährten sie mit gewöhnlichen grünen Kräutern. Da wir sie hernach öfneten, so fanden wir nichts von Bezoar bey ihnen. Ich gab diese Tage über genau auf sie Achtung, um mich zu überzeugen, ob es wahr sey, was man sagt, daß es nur ein besonderes Kraut sey, wodurch diese Thiere hizzig würden, und welches den Bezoarstein in ihnen erzeuge. Die persischen Naturkündiger sagen, daß, jemehr diese Thiere in dürren Gegenden weiden, und drockene und hizzige Kräuter frassen, desto besser und wirksamer sey auch der Bezoar. Carasson und die Ufer des persischen Meerbusens aber sind die dürresten und

und drockfensten Gegenden in der Welt, die man kennt. Inwendig in diesen Steinen findet man immer ein Stück von einem Dorn, oder andern Holz, um welches sich diejenige Feuchtigkeit, woraus der Bezoar entsteht, ansetzt und verhärtet. Auch dieses muß man noch bemerken, daß man diesen Stein in Indien in den Ziegen, in Persien aber in den Hämmeln und Böcken findet. Daher hält man den persischen Bezoar im Lande für hitziger und besser, als den indianischen, als welchen man auch viermal so wohlfeil verkauft, als den ersten. In Persien verkauft man ihn nach Kurag, (das ist ein Gewicht von drey Drächmen) das Kurag für vier und funfzig Livres.

Die Morgenländer behaupten, daß der Bezoar ein wahres Gegengift sey, davon sie ihm auch den Namen Pezaer, das ist eigentlich: Ueberwinder des Giftes, oder: dem Gift überlegen, gegeben haben. Das bey uns gewöhnliche Wort Bezoar kommt ohne Zweifel davon her, so wie auch das bey uns übliche Wort, Sibeth-lake, von dem persischen Wort Zabab formirt ist. Den Bezoar braucht man unter den schweis-



treibenden Mitteln, beyrn Fleckensieber, und dergl. Man sagt, daß er die Lebens-Geister erhizze, Munterkeit verschaffe, und die Natur wieder in Ordnung bringe. Die Aerzte der Morgenländer brauchen ihn alsdenn, wenn sie sonst nichts mehr zu verschreiben wissen; ungeschickte Aerzte und Marktschreier aber erheben seine Kräfte bis an den Himmel; im Grund betrachtet aber hat er in Orient viel von seinem Ansehen verloren, und so wie mich dünkt, macht man auch in Europa nicht mehr so viel daraus, als ehemals.

Die Art, wie man ihn in Persien braucht, ist diese. Man schabt mit einem Messer ein wenig ab, oder reibt es auf einem Marmor zu Pulver; hievon nimmt man ordentlich zwey bis drey Gran in einem Löffel voll Rosenwasser. Der Bezoar wird auch häufig verfälscht. Wenn die Stücke sehr groß und glatt sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob sie ächt sind; denn der Preis solcher Stücke, wenn sie ächt wären, würde allzugroß seyn, als daß sie die Verfälscher so wohlfeil, als sie es thun, verkaufen könnten. Ich habe niemals größere Stücke wahren Bezoar gesehen, als  
von



von sechs Drachman. Der ächte Bezoar ist allemal specifisch leichter, als der nachgemachte. Und dieses ist ein gewisses Kennzeichen, wornach sich die Kenner dieses Steins richten. Ein anderes noch sichereres Merkmaal, ob der Stein ächt sey oder nicht, ist dieses, daß man eine Ahle im Feuer glühend macht, und solche daran hält; steigen Dünste auf, oder bringt die Ahle in den Stein hinein, so ist es ein gewisser Beweis, daß er verfälscht ist. Diejenigen, die sich mit dem Verfälschen abgeben, nehmen insgemein spanisch Wachs dazu. Auch muß man bemerken, daß die Glätte dieses Steins allemal künstlich ist; denn wenn man ihn aus dem Leibe des Thieres heraus nimmt, so ist die äussere Haut so rau und grünlicht, wie das Inwendige.

Man hat mich nach meiner Zurückkunft aus dem Orient oft gefragt, was es mit dem Bisam und dem grauen Umbra für eine Bewandnis habe; ich glaube also nicht übel zu thun, wenn ich hier auch dasjenige anführe, was ich auf meinen Reisen davon beobachtet habe.



Jederman weiß, daß der Bisam, diese zähe, etwas harte und zerreibliche braunrothe Masse, von einem Thiere seinen Ursprung hat, welches unter dem Namen des Muscushiers (Moschus moschiferus) bekannt ist. Dieses Thier gleicht einer wilden Ziege, ausser daß es einen dünnern Leib und dünnere Beine hat. Es ist in der grossen Tartarey, in dem daran stossenden nördlichen Theil von China, und in dem Königreich Tibet, welches zwischen Indien und China liegt, anzutreffen. Ich habe dieses Thier niemals lebendig gesehen, aber die Haut von ihm habe ich an vielen Orten gesehen. Man sagt insgemein, der Bisam entstehe aus dem Schweiß dieses Thieres, welcher sich in einer Blase, oder einem Beutel, welchen dieses Thier in der Gegend des Nabels hätte, zusammen zöge. Die Morgenländer bestimmen den Ursprung dieser stark riechenden Masse genauer. Nach ihrer Beschreibung setzt sich an dem Körper dieses Thiers nahe bey dem Nabel ein Geschwür oder Beutel mit Materie an, welche das Thier, besonders wenn es in der Brunft ist, sticht und juckt; das Thier, um sich zu helfen, reibt sich alsdenn mit aller Gewalt an den Rinden der Bäume



Bäume oder auch an Steinklippen, wovon das Geschwür ausspringt; die Materie dringt sodann in dieser Gegend des Leibes zwischen die Muskeln und die Haut, und indem sie sich daselbst zusammenzieht, so formirt sie eine Art eines Gewächses, oder einer Blase; die innere Hitze erhitzt alsdenn dieses verdorbene Blut noch mehr, und hierdurch bekommt sie den durchdringenden und starken Geruch, den man an dem Bisam bemerkt. Diese Blase, oderbeutel, nennen die Morgenländer den Nabel des Muscus-Thiers, oder auch schlechtweg, den riechenden Nabel. In diesem Abscess, oder Sack, welches das Thier in der Gegend des Nabels hat, sammelt sich die von dem Geblüt desselben durch die Ständeln abgefonderte Masse, welche darinnen gerinnet, und sich an die Häutchen in demselben anhängt. Dieser Sack, der dem Thiere natürlich ist, ist auswärts mit dunkelbraunen glänzenden Haaren bewachsen. Der beste Bisam kommt aus dem Königreich Tibet, und wird selbst von den Morgenländern höher geschätzt, als der Chinesische, es mag nun seyn, daß er entweder wirklich seiner Natur nach stärker und dauerhafter ist, oder daß es nur deswegen so scheint, weil er frischer



bey ihnen ankommt; denn Tibet liegt ihnen näher als die Provinz Kensch in China, welches der Ort ist, wo am meisten Bisam bereitet wird. Der größte Handel aber mit Bisam wird zu Butam, einer berühmten Stadt in dem Königreich Tibet, getrieben. Die Patanen kaufen ihn daselbst, und verföhren ihn durch ganz Indien, von da er in die andern Welttheile gebracht wird. Diese Patanen sind Nachbarn von Persien und der grossen Tartarey, und sind entweder Unterthanen des grossen Mogols, oder zahlen ihm nur Tribut.

Die Indianer halten diese starkriechende Waare, sowol wegen des eigenen Gebrauchs, als auch wegen der starken Nachfrage von allen handelnden Nationen, sehr hoch. Sie brauchen ihn zu ihrem Rauchwerk und süßem Geruch; sie mischen ihn unter ihre Naturstärkende Latwergen, Compositionen und Umschläge, und brauchen ihn unter allen Arzneymitteln, wodurch sie die Stärke des Liebeswerkes zu befördern suchen. Die Weibspersonen brauchen ihn, um die Dünste, die sich aus der Mutter in das Gehirn ziehen, zu zerstreuen; sie tragen zu dem Ende eine Blase mit diesem aromatischen Pro-

Produkt am Nabel; wenn aber die Dünste sehr heftig und anhaltend werden, so nehmen sie etwas Bisam aus dieser Blase, nähmen solchen in ein leinenes Säckchen, und binden es an einen Ort, den die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet.

Von dem besten Bisam, der noch in dem natürlichen von dem Thiere genommenen Säckchen ist, kostet das Pfund in Indien neunzig Rupien, die geringere Sorte fünf und vierzig bis funfzig. Eine Rupie gilt 30. Solb, französisch Geld. Die Engländer und Portugiesen bringen viel von dieser Waare aus Indien nach Europa; die Holländer beziehen ihn aus China, die Armenier, Perser und Patanen versehen Persien und die Türkey damit, wo aus Ursachen, die man leicht errathen kann, viel von dieser Waare abgesetzt wird.

Man sagt insgemein, daß wenn man die Säckchen, worinnen der Bisam gezeugt wird, aufschneidet, ein so starker Geruch heraus komme, daß die Jäger, wenn sie diese Operation verrichten, Mund und Nase mit doppelten Tüchern zubinden müssen; und daß dieser Vorsicht ohnerachtet, der

K 5                      Geruch



Geruch oft so stark sey, daß sie sehr starkes Nasenbluten davon bekommen, vermassen, daß sie sogar manchmal davon sterben. Ich habe mich genau darnach erkundiget; und die Armenier, die zu Buttam waren, haben mir die Sache eben so erzählt, wie ich sie erzählt habe: und ich gebe ihnen auch vollkommen Glauben. Meine Gründe davon sind diese. Der Bisam ist keine von denen Waaren, deren Stärke mit der Zeit zunimmt, sondern sie verliert vielmehr von ihrem Geruch durch die Länge der Zeit. Nun aber ist der Geruch, den diese Waare in Indien hat, so stark, daß ich ihn niemals hebe ausstehen können. Wenn ich mit Bisam gehandelt habe, so blieb ich jederzeit in der freyen Luft, mit einem Tuch vor dem Gesicht, ferne von denjenigen stehen, die damit umgiengen, weil ich aus der Erfahrung wuste, daß der Geruch von Bisam, wenn er frisch ist, den Kopf gar sehr einnimmt. Wie stark muß erst der Geruch seyn, wenn er frisch aus dem Beutel des Thiers kommt?

Hierbey merke ich noch ferner an, daß keine Waare so leicht zu verfälschen ist, und auch öfter verfälscht wird, als der Bisam.



**Bisam.** Man macht Säckchen aus der Haut dieses Thieres, füllt sie mit geronnenem Blut von ihm, und mischt ein wenig Bisam, um ihm den Geruch zu geben, darunter; diese verkauft man für diejenige Beutel, welche die Natur an dem Nabel dieses Thieres hervorgebracht habe, worinnen sich diese starkriechende Masse sammle. Ein ordereer Betrug ist der: Wenn die Jäger finden, daß die wahre Bisamblase nicht ganz voll ist; so drücken sie den Leib dieses Thieres und pressen Blut in die Säckchen bis sie voll sind; denn sowohl das Fleisch als das Blut dieses Thieres soll den nemlichen Geruch haben. Gewinnsüchtige Kaufleute mischen Bley, Ochsenblut und andere Sachen darunter, damit die Säckchen fein schwer wiegen. Die Morgenländer haben aber auch Mittel, diese Verfälschungen zu entdecken. Erstlich merken sie es am Gewicht. Die Erfahrung hat sie gelehrt, wie viel eine ächte Bisamblase wiegen muß. Die zweyte Probe ist der Geschmack; die Indianer nehmen jederzeit etliche Körnchen davon, die während des Handels abfallen, in den Mund. Die dritte Probe ist endlich diese: Sie nehmen einen Faden, der mit Saft von Knoblauch ange-



angefeuchtet ist, und ziehen ihn mit einer Nadel durch die Bisamblase durch; verliert sich der Geruch vom Knoblauch, so ist der Bisam gut, widrigenfalls ist er verfälscht.

Was den grauen Ambra anbelangt, so findet man ihn in den indianischen Meeren, längs der africanischen Küste: zwischen dem Vorgebürg der guten Hofnung, und dem rothen Meere. Das Meer stößt ihn auch zuweilen an den Küsten von Ceylon und der Malabarischen Halbinsel aus; aber dieses geschieht selten. In einigen persischen Schriften hab ich gelesen, daß die Araber behaupten, der graue Ambra wäre eine Materie, welche unten auf dem Grund des Meeres, aus Quellen, wie Raphtha, hervordringe, und die hernach von den Winden und Strömen gegen das Ufer getrieben würde. Andere im Gegentheil behaupten, es sey ein verhärteter Schaum des Meeres, oder der Saame von grossen Fischen, der sich auf gleiche Art verhärtet hätte. Allein, diese Meinung ist ganz und gar nicht wahrscheinlich. Denn da das Meer überall grosse Fische, auch überall Schaum hat, warum erzeugt sich nicht dieses



ses kostbare Rauchwerk in andern Gegenden von Indien, wo es doch viel wärmer und trockener ist, als in den Gegenden, wo man das Umbra findet? Die Gelehrten in Indien sagen, das graue Umbra sey ein wohlriechendes Gummi, welches wie der Beyrauch, in Arabien wachse; dieses würde durch Regen und Ströme zur Regenzeit (das ist unser Herbst) in das Meer getrieben, alsdenn von den Winden und Strömen zur Moßonszeit gegen Africa und die dortige Küste bis an die äußerste Spitze, die man das Vorgebürg der guten Hoffnung nennt, getrieben; von da würde es durch Gegenströme wieder gegen die Insel Madagaskar zurück getrieben. Einer von den gelehrtesten Indianern, mit Namen Mirza-scherif-el-mole, welchen der vorige König von Colconda aus Hochachtung an seinen Hof hatte kommen lassen, und ihm seine Tochter gab, hatte die größten Stücke von diesem grauen Umbra; und dieser sagte mir, als ich das letztemal zu Colconda war, er glaube, es sey nichts anders als verhärtetes Wachs und Honig. Er zeigte mir Stücke, welche inwendig wie ein Schwamm löchericht waren; er sagte dabey, die Bienen in Africa machten ihr Honig zwischen Felsen,



Felsen, in alten Baumstöcken, wie sie es denn auf diese Art in Orient in den meisten unbewohnten Ländern verfertigten; Regenströme rissen Stücke davon ab, und führten sie ins Meer, wo sich diese Materie nach und nach verhärtete, und den angenehmen Geruch, den wir daran bewunderten, bekäme. Er sagte ferner, der Unterschied zwischen dem grauen und dem schwarzen Ambra, wovon das letztere weit weniger geschätzt wird, als das erste, käme eben daher, weil nicht ein Honig so gut, als der andere wäre; selbst unter dem grauen Ambra sey ein eben so grosser Unterschied, als unter dem Honig, an den Orten, wo der Honig wild wächst. Diese kostbare Materie war den alten Griechen und Arabern gänzlich unbekannt. Man behauptet, daß das Ambra alsdenn erst seinen guten Geruch bekomme, wenn es anfängt hart zu werden. So viel hab ich für meine Person selbst beobachtet, daß, wenn das Ambra frisch aus der See heraus kommt, solches einen sehr widerlichen Geruch hat, welcher aber nach und nach vergeht. Ferner sagt man, daß die Seevögel sehr begierig darnach wären, und mit ihren Schnäbeln daran



Daran haften; aber ich muß gestehen, so viel ich Ambra gesehen habe, so habe ich doch niemals Spizzen von dem Schnabel eines Vogels daran gefunden, wie einige wollen gefunden haben.

Des Zibeths bedienen sich die Perser nicht häufig. Nur allein die Frauenzimmer reiben sich die Haare damit, wenn sie sie vorher accommodirt haben.

Endlich ist unter den Medicinal-Waaren, die in Persien wachsen, noch das Galbanum übrig, welches in den Gebürgen, sieben bis acht Meilen von Ispahan, wächst; ferner das Kraut Kali, welches überall wächst, Sal armoniacum, Operment, womit man die Haare vertreibt.

Von diesen allen will ich nichts sagen, weil es lauter bekannte und gewöhnliche Dinge sind.



V. Von



## V.

## Von den Früchten in Persien.

Ich mache den Anfang mit den Melonen, welches die beste Frucht in ganz Persien ist. Man zählt in diesem Lande mehr als zwanzigerley Arten davon. Die erste Art ist diejenige, die man Germec nennt. Das Wort bedeutet so viel, als: erhitzt. Sie sind klein und rund. Sie wachsen gleich zu Anfang des Frühlings, zerschmelzen im Mund wie Wasser, und haben keinen Geschmack. Die persischen Aerzte rathen sehr, sie häufig zu essen, und sagen besonders, daß sie gut zum Lariren wären. Mit dem Kraut davon purgirt man im Frühling auch die Pferde; und dies thut man alle Jahre im Monat April. Man ist alsdenn vierzehn Tage bis drey Wochen lang alle Tage zehen bis zwölf Pfund davon, und dies sowol zur Gesundheit, als aus Leckerey; denn man glaubt, daß sie das Geblüt abfühlen, und einen  
guten